

Es ist eine der südlichsten Städte der Welt, ein Tor zur Antarktis: Porvenir. Die Straßen sind wie anderswo in Chile in einem Quadrantenmuster angelegt, als ein Versuch von Ordnung, Übersichtlichkeit und Beherrschung eines scheinbar grenzenlosen Territoriums. Aber schon ein flüchtiger Blick auf die kleinen schiefen Einfamilienhäuser, aus Holz und farbigen Wellblech zusammengeschustert, mit ihren ramschgefüllten Hinterhöfen, verrät den Widerspruch. Zugehängte Fenster, in den Höfen herumliegende verrostete Blechteile, von Salz zerfressene abblättrende Wände, gleich neben dem aufgeplatzten Gehsteig ein kleines Grabmal mit einem von Plastikspielzeugbaggern und -lastwagen umkreiste im Gras verwirrenden Foto eines Knaben. Eine Straßenecke weiter sitzt ein riesiger angeketteter Plüschtiger auf einem alten Erdölfaß, der die aufs Meer herabführenden Gassen bewacht. Die Stadt wurde in einer engen Bucht angelegt in der Hoffnung, so wenigstens von einer Seite vor dem Herrscher der Tierra del Fuego ein wenig geschützt zu sein: dem Wind.

Es ist dieser eiskalte, unerbittliche Wind, dem man unmöglich entgehen kann und der nur nachts ein wenig nachlässt. Die Nacht dauert im Januarsommer von Feuerland keine vier Stunden, und umgekehrt verhält es sich im Augustwinter mit dem Tag. Ab und zu läuft eine der kaum sechstausend hier lebenden Menschenseelen gebückt und hinter einer FFP2-Maske versteckt über die Straße, verschwindet hinter einer quietschenden Tür. Man trifft nur sich selbst, den Wind und die Hunde von Porvenir. Die lauern auf jeder Ecke, sind zahm, still, laufen eine Zeit lang einzeln oder im Rudel den Passanten hinterher, lassen es dann wieder und warten auf den nächsten Sommer, eingerollt am Straßenrand. Haben sie diese Attitüde von den hier lebenden Menschen übernommen, oder war es umgekehrt?

Der Feuerwehrmann öffnet gern die Tür zur halb leeren Garage. Zwei Trupps sind gerade im Einsatz; zwei größere Feuer im Inselinneren und im unzugänglichen bewaldeten Süden der werden gerade bekämpft, man hofft auf baldige Hilfe der Löschflugzeuge vom patagonischen Festland. Von den Feuern merkt man aber in Porvenir nichts.

Nachdem er die Garage wieder verschlossen hat, geht der Feuerwehrmann mit mir um die Ecke auf einem kleinen Kinderspielplatz, um zusammen mit ein paar anderen Bewohnern von Porvenir den kurzen Lesungen einiger Lyriker zuzuhören, den Ansprachen vom Bürgermeister, danach vom Leiter des Festivals „Poetas“ aus Madrid, Pep Olona, und schließlich von Julio Carrasco vom Poetenkollektiv „Casagrande“ aus der gut dreitausend Kilometer nördlich gelegenen Hauptstadt Santiago de Chile.

Die Dichter von „Casagrande“ sind eigentlich aufs Zerbomben von historischen Städten auf der ganzen Welt spezialisiert. Keiner hat London, Berlin, Madrid, Dubrovnik, Guernica, Santiago und viele Orte mehr derart bombardiert und ist heil davongekommen. Keiner außer den Dichtern von „Casagrande“, und zwar deshalb, weil sie über den historischen Stadtzentren Gedichte abwerfen. Diesmal wird aber nicht mit eigens dafür entstandenen Texten bombardiert. Bei diesem Wind wäre das auch nicht möglich, die Gedichte würden bis zur Antarktis weggeweht. Pep und Julio schicken stattdessen anlässlich des fünfzehnten Jahrestags der ersten Weltumsegelung ein 22 000 Verse langes Poem der Menschheit ins Weltall. Der Bürgermeister, der Feuerwehrmann, die Dichter, alle starren sie auf einen auf einem bemalten Holzbrett befestigten Roboterarm mit

Lyrik für sechshundert Lichtjahre Entfernung

Feuerland war immer für Extrem-erfahrungen gut: Nun ist dort ein erstaunlicher literarischer Vermittlungsversuch gemacht worden.

Von Aleš Šteger, Porvenir



Unendliche Weiten auch hier: Blick auf die Magellanstraße bei der Überfahrt von Porvenir nach Punta Arenas Foto Aleš Šteger

einer Satellitenantenne. Die Hightech-Apparatur krönt eine Kinderrutsche auf dem Spielplatz, was einen grotesken Kontrapunkt zum revolutionären Vorhaben ergibt. Der Roboterarm bringt die Satellitenschüssel in die richtige Position, sie ist auf die Kohlsack-Nebel gerichtet. Man beobachtet den Computerbildschirm. Ein paar Minuten Anspannung, Wind und Stille – und es ist vollbracht.

Man geht gebückt wieder auseinander. Der Wind schaukelt die schwarzen Straßenschilder – Calle Croacia, Calle Antonio Kuzanovich, Calle Pablo Kalazich. Auf allen abgebildet ist die stilisierte Silhouette eines der Geister des Hains: Teil eines Initiationsrituals der hiesigen Selk'nam, einer der drei eingeborenen Volksgruppen der Tierra del Fuego. Das Ritual wurde Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Salesianermönchen fotografisch dokumentiert, und heute wird es

in Patagonien und Tierra del Fuego zu touristischen Zwecken bis zum Überdrosswertet. Postkarten, Plakate, T-Shirts, Hotelnamen, Begrüßungsschilder bei den Ortsfahrten – man kann nicht umhin, mit den eindrücklichen Körperbemalungen der indigenen Bevölkerung dieser Inseln in Berührung zu kommen.

Die Selk'nam waren Nomaden und Jäger, ernährten sich von Guanacos (der ursprünglichen Spezies der domestizierten Lamas), zogen umher mit nichts außer einem Guanakofell, Pfeil und Bogen und dem Feuer, das sie immer, auch im Kanu, mit sich trugen.

Nachdem der portugiesische Seefahrer Ferdinand Magellan die Meeresenge erblickt hatte, die den südamerikanischen Kontinent vom Feuerlandarchipel trennt

und die er, dem christlichen Gott dankend, nach den Schutzheiligen des Tages der Entdeckung, dem 21. Oktober 1520, „Enge der 11 000 heiligen Jungfrauen“ benannte, sahen seine Matrosen bald die Rauchschwaden von Tierra del Fuego aufsteigen: Die großwüchsigen, am ganzen Körper bemalten Selk'nam wärmten sich und kommunizierten miteinander mittels Rauchschwaden.

Tierra del Fuego, das Land des Setebos, wo der Kompass aufgibt und die physischen Gesetze der Welt aufgehoben werden, eine Art Antihyperboreum des Südpols. Im Film „Piraten der Karibik“ erscheint es als auf den Kopf gestelltes Land, wo den Seefahrern vor Kälte die Zehen von den Füßen abbrechen. Zu Magellans Zeit war man davon ausgegangen, dass eine derart verhexte Welt vom Rest der Welt abgetrennt daliegen müsste, ansonsten würde sich das Übel über ganz Amerika verbreiten. So soll auch der Nürnberger Kartograph Martin Behaim für den König von Portugal eine Karte angefertigt haben, die Magellan angeblich gekannt haben soll, auf der die später nach ihm benannte Magellanstraße bereits vor seiner Fahrt eingezeichnet gewesen wäre. Belege gibt es dafür aber nicht.

Mit oder ohne Karte war es ein revolutionäres Vorhaben, diese Reise ins Unbekannte. Magellan, der beim portugiesischen Hof auf kein Gehör für sein gewagtes Vorhaben stieß und deshalb zur spanischen Konkurrenz ging, suchte in einer Zeit, als ein Sack Pfeffereschoten weitaus mehr wert war als ein Menschenleben, nach einer Alternativroute zu den Molukkeninseln, damals auch Gewürzinseln genannt. In der Hoffnung, dass die Welt keine flache Scheibe sei und es von Amerika nur ein Katzensprung nach Asien wäre, segelte er mit fünf Schiffen und 270 Mann Besatzung am 10. August 1519 von Sevilla ab. Man hatte schon einen Schiffbruch hinter sich, als im Jahr darauf die Meeresenge erreicht wurde, und ein zweites Schiff, die „San Antonio“, kehrte vor der Einfahrt in die Magellanstraße lieber um und segelte zurück. Magellan wartete einen ganzen Monat auf das Schiff, dann ging seine Reise weiter Richtung Pazifik.

Mag er ein Visionär der großen Zeit der Entdeckungen gewesen sein, wie ihn Stefan Zweig porträtiert hat, oder eine fast leichenähnliche Erscheinung mit zerfressenem Bart, wie ihn Pablo Neruda im „Großen Gesang über die Amerikas“ zeichnete – Faktum ist, er bezahlte für seine Reise ins Unbekannte mit dem Leben und starb auf der Philippineninsel Mactan bei einem gewaltsamen Missionierungsversuch. Knapp zwei Jahre später, am 6. September 1522, kam das einzig übrig gebliebene Schiff, die „Victoria“, in Spanien an, mit gerade noch achtzehn Mann am Bord. Unter ihnen war auch der italienische Chronist dieser ersten Weltumsegelung, Antonio Pigafetta, dessen noch heute ergreifende Chronik für Shakespeare und Gabriela Mistral, Bruce Chatwin und H. G. Wells eine Inspirationsquelle war und ohne die Magellan nicht den Ruf hätte, den er heute genießt.

Hier in Tierra del Fuego scheint fast alles Magellan zu sein. Nicht nur die Meeresenge, wo sich der Atlantik und der Pazifik treffen, sondern die ganze zwölfte chilenische Region heißt Magallanes, und noch viel mehr trägt seinen Namen: von Universitäten, Plätzen, Baumarten und Pinguinen bis zu astronomischen Begriffen. Dieser Name und die Bilder der Ureinwohner dieser Gegend sind in Patagonien und Feuerland heutzutage identifikationsstiftend.

Erst Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde die magellanische Gegend strategisch besiedelt: Die Meeresenge war immer wichtiger geworden, und Chile versuchte nach der Staatsgründung

von 1818, sie mit Siedlern für sich zu beanspruchen. Schon Namen erster Siedlungsorte wie Puerto del Hambre (Hafen des Hungers) oder Última Esperanza (Letzte Hoffnung) weisen darauf hin, was die ersten Siedler hier fanden: Hungertod und Verzweiflung. Heutzutage liegen die Riesenrostkadaver großer Frachtschiffe vor der Küste, der Brandung überlassen und eingegangen ins Bewusstsein der Menschen als selbstverständlicher Teil der hiesigen Landschaft. Goldrausch und „weißer Rausch“ (wie man die schnelle Ausbreitung riesiger Schafzuchtgebiete nannte) waren entscheidend für die Ansiedlung europäischer Auswanderer. Es kamen die Ärmsten und die Abenteuersüchtigsten. Man denke nur an Julius Popper, „König von Patagonien“ genannt, der eine eigene Währung einführt, ein eigenes Heer besaß, große Teile von Tierra del Fuego an sich riss und zusammen mit anderen Großgrundbesitzern innerhalb von zwanzig Jahren die größte Schafzuchtindustrie der Welt aufbaute, was in nur wenigen Jahrzehnten in einen systematischen Genozid an den Ureinwohnern, auch den Selk'nam, mündete.

Man bezahlte eine Libra Sterling für jedes Paar abgehakter Hände oder die Ohren der Ureinwohner von Feuerland, für die von Frauen noch mehr. Und für die Hunde, mit denen die Selk'nam jagten und von denen sie im Schlaf gewärmt und beschützt schliefen, bezahlte man auch, bis diese Hunderasse ausgerottet war. Im kleinen Museum von Porvenir stehen staubige Vitrinen, voller in Wien hergestellten Blasinstrumente, auf denen die letzten überlebenden Indianer spielten, nachdem sie von den Salesianerbrüdern und -schwestern zur Christianisierung in ein Lager auf der Insel Dawson gebracht worden waren. Heute lebt nach offiziellen Angaben kein Nachkomme der Selk'nam mehr, und vielleicht ist das einer der Gründe, warum man so frei mit ihrem kulturellen Erbe umgeht.

„Das stimmt natürlich nicht. Es gibt sie noch, nur ist es durchgängig eine perfide Logik der bisherigen Regierungen gewesen, sie für ausgestorben zu erklären, um den paar Nachkommen, die es gibt, keine Rechte und Ansprüche einräumen zu müssen“, sagt Daniela Catrileo. Sie ist eine in Chile bekannte Dichterin und Aktivistin der Maputsche, und sie legt viel Hoffnung in die Gerichtsprozesse, die seit einigen Jahren in Chile stattfinden. „Für mich ist Schreiben und politisches Handeln untrennbar“, ergänzt sie und lächelt ironisch, als ich sie frage, ob sie glaube, mit ihrem Schreiben eine besondere Mission für ihre Gemeinschaft zu verfolgen. Gerade wird ihr Name und diejenigen anderer Dichter vom Lautsprecher auf der Überfahrt zwischen Porvenir und Punta Arenas genannt. Man drängt sich in eine Ecke unter Deck, als die Schiffslesung beginnt. Einige Passagiere schlafen trotzdem weiter. Viele aber hören zu. Das große Boot schaukelt im Wind und in den Worten, einer der auftretenden Dichter läuft beim Vortrag mit dem schwankendem Deck den Gang auf und ab und skandiert dabei ins Mikrofon. Gelächter. Auto- ren, die zum Atrix-Festival für Poesie und Weltraumforschung von „Casagrande“ aus Spanien, Portugal und Chile angereist sind, kehren zurück in die große Stadt. Mindestens sieht Punta Arenas im Vergleich mit Porvenir wie eine wirklich große Stadt aus.

Eine Karte der Magellanregion hat der neugewählte Präsident Chiles, der charismatische fünfundsiebzigjährige Gabriel Boric, auf seinem Oberkörper tätowiert, dazu einen Magellanbaum und anderes mehr. Er, dessen kroatische

Vorfahren wie so viele aus Dalmatien nach Punta Arenas und Porvenir emigrierten, weckt mit durchdachter Symbolpolitik und seiner Vermittlerrolle zwischen den politischen Extremen Chiles wie kein anderer im Land seit Salvador Allende die Hoffnung auf tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen.

„Pinochets Diktatur steckt uns noch immer in unseren Knochen“, erzählt der achtzehnjährige Biologiestudent Matteo, mit dem ich in den Wagen steige. Zusammen mit seiner Mutter war er als Freiwilliger für Borics Wahlkampagne tätig, er trägt eine Schildmütze mit dem Namen des Präsidenten. „Es wird nicht leicht sein, und es wird nicht über Nacht geschehen, aber wir müssen es schaffen“, sagt er mit strahlenden Augen. Der junge Überfahrer aus Punta Arenas ist nicht seiner Meinung. Er hat Angst vor dem Wirtschaftsradschmerz der Kommunisten, ohne die Boric nicht regieren kann. Schnell könne alles ökonomisch den Bach runtergehen, meint der Fahrer. Matteo versucht, ihn sanft vom Gegenteil zu überzeugen, fragt, wie es möglich sei, Boric, der doch aus Punta Arenas stamme und ein magellanischer Lokalpatriot sei, nicht zu unterstützen. Der Fahrer bleibt skeptisch. Man merkt, dass eine fühlbare magellanische Kluft durch die Gesellschaft geht. Die einen haben Angst, die anderen sind euphorisch. „Wir leben in Umbruchzeiten, und jeder Tag ist entscheidend“, sagt Matteo.

„Sechshundert Jahre wird es dauern, bis unsere Information den Kohlsack erreicht, früher auch Schwarze Magellanische Wolke genannt“, sagt Julio. In der nördlichen Hemisphäre haben sich die Menschen nach Sternen orientiert, in der südlichen aber nach den schwarzen Flecken am nächtlichen Himmel. Als Julio vom Universalgedichtprojekt der Madri- der „Poetas“ erfährt, hatte er eine ausgefallene Idee: Zusammen mit Pep hat man einen Weg ausgeklügelt, um ihr Universalgedicht ins All zu befördern. Seit 2020 wird es fortlaufend von allen geschrieben, die mitmachen wollen. Jeder kann per Twitter oder Facebook einen Vers in einer beliebigen Sprache beisteuern. Mehr als 10 000 Menschen haben es bisher gemacht, und ein 22 000 Zeilen langes Gedicht entstand, das Schönheit und Blödsinn, Blabla und Kunst zusammenführt. Julio und Pep haben es von einer dänischen Firma, die mit dem Roboterarm, spezieller Software und einem Satellitensystem angereist ist, von Punta Arenas und Porvenir aus als Radiowellen in Richtung Kohlsack geschickt, eben sechshundert Lichtjahre entfernt.

„Welche Außerirdische sollen das in sechshundert Jahren schon lesen?“, kommentierte einer der Dichter ironisch. „Und wie sollen sie den binären Code entziffern? Und selbst, wenn sie es machen würden, in sechshundert Jahren gibt es kein Spanien und kein Chile mehr, was sollen sie sich darunter vorstellen?“

Dann sind wir aber doch alle sehr von dem Lichtstrahl ergriffen, der in den kalten, windigen Himmel reicht, hinein ins Ungewisse und Dunkle. Und alle schätzen die enorme Willens- und Schöpferkraft von Julio und Pep. Pep musste noch im letzten Moment vor der ersten Ausstrahlung des Universalpoems in den Baumarkt fahren und eine Sperrholzplatte zuschneiden lassen, auf der wenige Stunden später dann der Roboterarm befestigt wurde. Man hat diese Platte mit Zeichnungen, die an die Körperbemalungen der Selk'nam erinnern, versehen. War es wirklich ein Glück, dass die Welt nicht so flach war wie diese Sperrholzplatte?

Aleš Šteger, geboren 1973, ist Schriftsteller aus Slowenien. Im März erscheint sein neuer Roman „Neverend“ im Wallstein Verlag.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Dagmara Kraus

los eines kolossos

auf der karkasse des atlaskollos
saß todbleich ein buckliger dornenapollo
und spielte vereinsamt dan moi

ritter und teufel hatten gesprengt
den weltball zur ganze zum torso versengt
pilz um pilz überwuchern sein solo

moro, lasso, al mio duolo

und das marode unfollowerholo
morosen kolossos von puckelapollo zerfiel
jetzt zu staub und stern –

so die mitte, die die beugung trug
da haben polo, der klub und die kräusin
gesagt: *ich lebe nicht mehr gern*

und mormoroso der bach:
ich habe genug.

Kristina Maidt-Zinke

Kleines Endzeitgedicht, zart und kurios

Was ist hier los? Ist das nur spielerisches Reimgeklängele oder eine Miniaturballade vom Weltuntergang? Musikliebhaber dürfen sich an zwei Zitate festhalten, die Meilensteine der europäischen Vokalkunst markieren: „Moro, lasso, al mio duolo“, (Ich sterbe, ach, in meinem Schmerz), eine der kühnsten Madrigalkompositionen des depressiven Renaissancefürsten Carlo Gesualdo da Venosa, und „Ich habe genug“, Bachs Kantate deren tänzerische Schlussarie mit dem Text „Ich freue mich auf meinen Tod“ schon die barocken Zeitgenossen verblüffte. Das „los eines kolossos“, von dem der Gedichttitel kündigt, scheint ein letales zu sein, aber die Stimmung ist daktylisch beschwingt.

Der leichteste Schleichweg in den lyrischen Kosmos von Dagmara Kraus führt über das musikalische Gefühl. Lustvoller als sie spinnt kaum jemand die lautpoetische Tradition weiter, die sich im deutschen Sprachraum von Christian Morgenstern über die Dadaisten und die Neo-Avantgarde der Fünfziger- und Sechzigerjahre bis in die Gegenwart zieht. 1981 im Westdeutschland aufgewachsen und in Frankreich zu Hause, benutzt die Dichterin ihre Dreisprachigkeit als Instrument, dem sie mit Einsprengeln aus weiteren Sprachen sowie deren historischen und mundartlichen Varianten zahllose Klangfarben hin-

zufügt, bereichert um eigene Wortfindungen und Phantasievokabeln.

Viele dieser lyrischen Kopfgeburten, die oft mit absurder Komik imprägniert sind und bisweilen auf die konkrete Poesie zurückweisen, kann man sich über die lautliche Ebene erschließen, ohne ihnen einen Sinn abzuverlangen. Das funktioniert am besten, wenn man Dagmara Kraus leibhaftig lesen hört, mit leiser Stimme und plastischer Artikulation. Gleichwohl liegt unter den meisten dieser Gedichte ein feinmaschiges Netz von Anspielungen und Verweisen, in dem schon einige Komparatisten und Textlinguisten gezappelt haben.

Im jüngsten Gedichtband von Dagmara Kraus gehört „los eines kolossos“ zu einem Zyklus mit dem Titel „moira, nö“. Die saloppe Verneinung hinter der griechischen Schicksalsgöttin – das klingt nach kindlich-naiver Auflehnung gegen den Kosmos, ist doch die moira, das Los, jedem Wesen unabwendbar vorbestimmt. Das Wort kolossos, das ursprünglich jede Statue in menschlicher Gestalt bezeichnete, erhielt die Konnotation des Riesenhaften, und damit auch die des Größenwahns, erst durch die Verwendung für das dreißig Meter hohe Bronzestandbild des Sonnengottes Helios, das auf der Insel Rhodos errichtet wurde und später bei einem Erdbeben umgestürzt sein soll.

In der Geschichte der griechischen Mythologie galten Helios und der Lichtgott Apollo zeitweise als ein und dieselbe Person. Könnte „ein buckliger dornenapollo“, das krasse Gegenteil des apollinischen Schönheitsideals, dann nicht der traurige Rest jenes Helios-Kolossos sein? Die Dornen erinnern an eine Marterkrone, und „vereinsamt“ ist der todbleiche Geselle offenbar als letzter Überlebender einer großen Katastrophe. Denn er sitzt auf der „karkasse des atlaskollos“, auf dem Halsgerippe des Atlas, der folglich das Himmelsgewölbe nicht mehr tragen kann. Beim Einsturz geriet wohl einiges durcheinander: Statt der Lyra spielt der Schrott-Apollo die vietnamesische Maultrommel „dan moi“, und in der antiken Szenerie erscheinen plötzlich Dürers Figuren „ritter und teufel“ (der Tod ist ja schon da), die hier nicht etwa Widersacher sind, sondern gemeinsam den Erdball ruiniert haben.

Sind es Verwesungs- oder Atompilze, die Apollos Solo überwuchern? Und spielt er Gesualdos Schmerzensmadrigal, oder wird das ganze Bild nur durch die Alchemie der Vokale und Konsonanten zusammengehalten? Das „marode unfollowerholo / morosen kolossos von puckelapollo“ legt diesen Verdacht nahe. Unversehens sind wir in der Gegenwart, in der ein Holo(gramm) und ein blödsinniger Neologismus wie „unfollower“ sich klang-

malerisch paaren können, wenn auch mit hohem Zerfallsrisiko. Und während die Etymologien von „marode“ und „moros“ noch zu denken geben, kündigt die Alliteration „zu staub und stern“ die Geburt neuer Universen an, nur aufgehalten durch einen Gedankenstrich.

Die „beugung“ mag ein Phänomen der Wellenoptik evozieren oder einen Begriff aus neueren Lyriktheorien, wo aber ist die Mitte, die sie trug? Und wer ist Polo? Etwa der 2017 verstorbene Berner Mundart-Rocker Polo Hofer? „Der klub“ bleibt kryptisch, „die kräusin“ weniger – Kreusa war eine der Geliebten Apollos. Am Ende trifft der Halbwert, ich lebe nicht mehr gern“, mit minimaler Abweichung zitiert aus Hölderlins Vierzeiler „Das Angenehme dieser Welt hat ich genossen“, auf Bachs Kantatentitel. Zwei Fälle von beruhigter, gleichsam gesättigter Lebensmüdigkeit, der Komponist als murrender (mormorando) und zugleich sämiger (moroso) Wasserlauf – so sanft verwebt dieses kleine Endzeitgedicht, das gewiss eines der zartesten, aber auch kuriossten seiner Art ist.

Dagmara Kraus: „Iliedvoll, deutschyzno“. Gedichte. Kookbooks, Berlin 2020. 80 S., geb., 19,90 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.